

Nach Konstantin

Konstantin und die Kontinuität in der römischen Geschichte

Gespräch mit Bernhard Palme

HISTORICUM: Wo würden Sie bei der Frage ansetzen, ob und inwieweit die konstantinische Zeit einen Bruch im Verlauf der römischen Geschichte bedeutet? Was ändert sich mit und durch Konstantin? Was davon war etwas wirklich Neues, was nur eine Weiterführung eines bereits in Gang befindlichen Transformationsprozesses? Welche Änderungen lagen in der Person Konstantins begründet, welche waren unvermeidlich – wo hatte Konstantin »Macht über die Verhältnisse«? Vielleicht diskutieren wir es zunächst am Beispiel des Christentums. Im Schulbuch wird das als absoluter Bruch, als etwas grundlegend Neues dargestellt. Ist das adäquat?

PALME: Fangen wir bei den Zeitgenossen an. Natürlich haben bereits die Zeitgenossen manche Veränderungen deutlich wahrgenommen. Welche Konsequenzen sich daraus ergeben sollten, das kann man freilich erst im nachhinein beurteilen. Die Entwicklung, die Konstantin in seiner Religionspolitik in Gang gesetzt hat, ist ein erster Schritt in einem mehrstufigen und fast hundert Jahre lang dauernden Prozeß, und die Bedeutung dieses ersten Schritts ergibt sich erst aus den nachfolgenden Schritten. Hätte einer der Nachfolger das Ruder ganz herumgerissen, dann wäre die religionspolitische Entscheidung Konstantins, das Christentum zu erlauben, eine Episode geblieben. Ein berühmtes Beispiel ist Kaiser Julian, ein halbes Jahrhundert nach Konstantin, der eine ganz dramatische Kehrtwendung wieder zurück zum Heidentum propagiert hat; er ist allerdings nach kaum drei Jahren Amtszeit in einer Schlacht gefallen, daher hat diese Maßnahme nicht greifen können. Ob die Entwicklung überhaupt noch hätte rückgängig gemacht werden können, ist die Frage – die Frage »Was wäre gewesen, wenn ...« ist immer spannend, und diese kontrafakti-

schen Fragestellungen haben ihre Berechtigung, sie bringen aber eigentlich für die Geschichte und das Verständnis der tatsächlichen Ereignisse nur bedingt etwas. Es ist also so gekommen, und die Bedeutung, die Konstantin vor allem im religionspolitischen Bereich hatte, ist damit zweifellos da. Das wurde auch von den Zeitgenossen so gesehen, weil die Jahre unmittelbar vor Konstantin die Zeit der großen diocletianischen Christenverfolgung waren, die schon eine einschneidende Maßnahme in der Gesellschaft gewesen ist und als solche wahrgenommen wurde, nicht nur von den Christen, sondern auch von den Heiden. Daß diese Verfolgung ausgesetzt wurden, war alleine schon eine wichtige Weichenstellung.

Und war es in der Wahrnehmung der Zeitgenossen so, daß die diocletianischen (oder die davor liegenden kurzen) Verfolgungen einen Einschnitt darstellten? Denn die längste Zeit war doch das Christentum ziemlich unbehelligt.

Staatskult und Verfolgung

Es gab auch davor immer wieder Christenverfolgungen oder Ausschreitungen, die unterschiedlich motiviert waren. Ein berühmtes Beispiel ist die Christenverfolgung unter Kaiser Nero, bei der die Christen mehr oder weniger als Sündenbock für den verheerenden Brand in der Hauptstadt Rom herhalten mußten. Die Frage wurde aber eigentlich erst virulent, als um die Mitte des 3. Jahrhunderts, also ein gutes halbes Jahrhundert vor Konstantin, das römische Reich aus einer ganzen Reihe von Gründen in arge Bedrängnis kam und daher bei den weitesten Teilen der Bevölkerung und auch in Regierungskreisen die Frage auftauchte, warum die Götter dem römischen Reich ihre Gunst entzogen hätten: Daß man

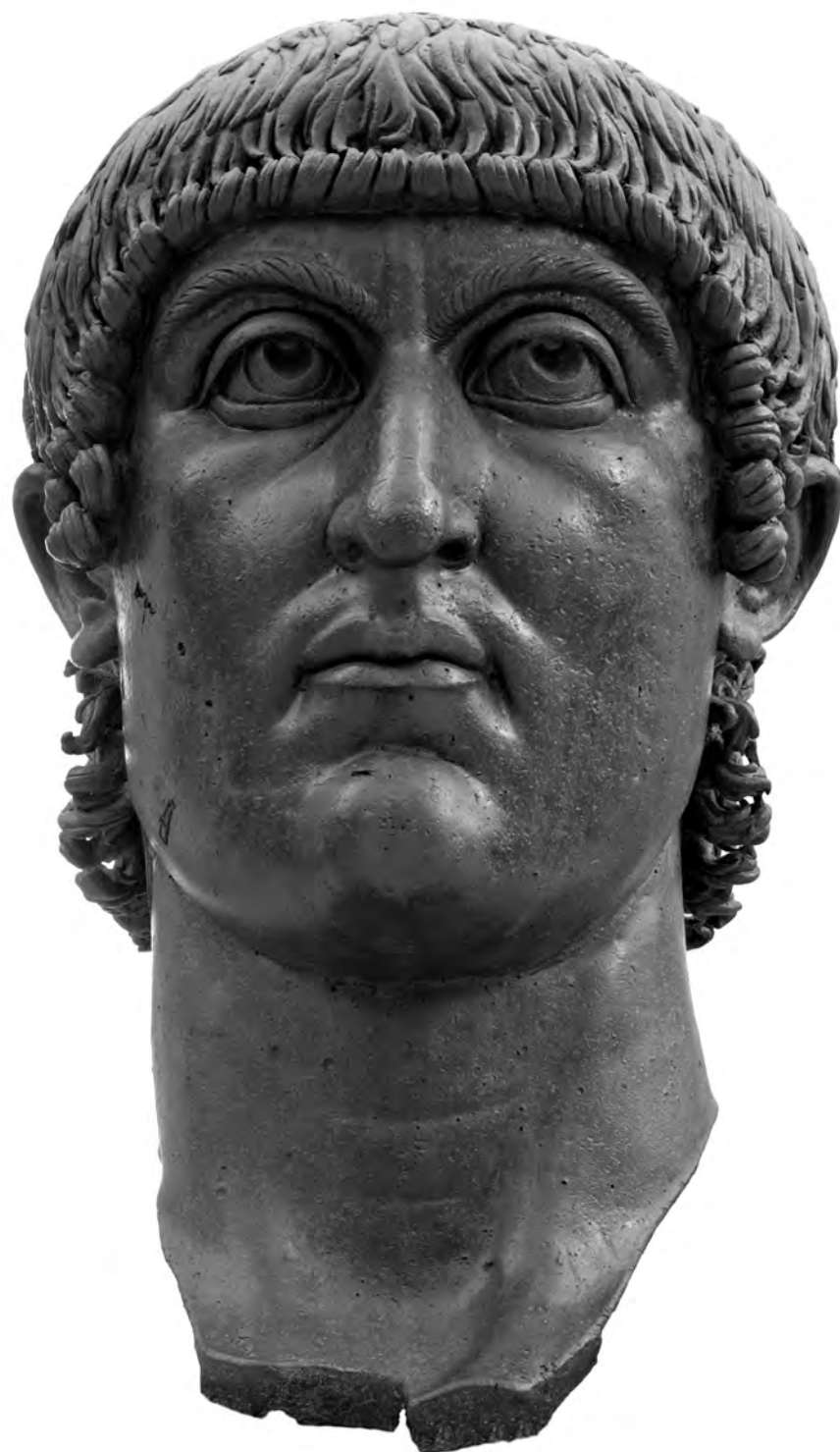
plötzlich militärische Niederlagen einstecken mußte und daß nach so vielen Jahrhunderten römischer Geschichte erstmals die Situation eintrat, daß nicht die Feinde hie und da und einzeln an dieser oder jener Grenze auftauchten, sondern alle gleichzeitig, und das Reich gezwungen war, an verschiedensten Stellen einen Mehrfrontenkrieg zu führen. Daraus ergab sich das große Problem der Währungskrise, eine Inflation, mit der man überhaupt nicht umgehen konnte; man wußte nicht, wie man diese Wirtschaftsentwicklung steuern sollte, die enorme Auswirkungen für weiteste Teile der Bevölkerung hatte, vor allen Dingen auch für die Soldaten und die Staatsdiener selber, weil deren Sold zusehends weniger wert geworden ist. Das alles hat die Frage in den Raum gestellt, warum das so sei. Nach dem antiken Verständnis konnte der Hauptgrund nur darin gesehen werden, daß eben die Götter zürnten und mit Entwicklungen in diesem römischen Reich unzufrieden waren.

Hat man das wirklich geglaubt? Wirklich ernst genommen? Ist es nicht so, daß diese Götter eher eine folkloristische Angelegenheit waren? Jupiter!

Es ist immer schwer zu sagen, was die Menschen – gerade in der römischen Antike – wirklich geglaubt haben, weil das Religionsverständnis ein anderes war, als wir es heute sehen würden. Es gab Staatskulte und den Götterkult wie eben den Jupiter- oder den Kaiserkult. Das war den Römern eine wichtige, offizielle Sache, und so war im 3. Jahrhundert auch das Verständnis der Staatsreligion. Das hat nicht unbedingt etwas mit Glaubensinhalten zu tun.

Es ist also nicht unbedingt transzendent aufzufassen, sondern als irdischer Akt der Selbstdefinition?

Ich würde meinen, es ist auch von der Regie-



Haupt des Konstantin, Teil einer Kolossalstatue. Bronze, römisch, 4. Jahrhundert. Musei Capitolini, Rom, früher im Lateranpalast. Bild: Jastrow, HISTORICUM.

rung eher als eine Loyalitätsbezeugung verstanden worden. Daß man dem Kaiser opferte, hatte nicht mit einer persönlichen Religiosität zu tun oder damit, daß man in dem Kaiser jetzt den Gott auf Erden gesehen hätte. Genauso mit Jupiter: Er war eine mehr oder weniger abstrakte Identifikationsfigur für den römischen Staat, und daß man das Opfer vollzog, zeigte eigentlich nur, daß man ein ordentlicher römischer

Staatsbürger war. Neben diesen Dingen konnte man glauben, was immer man wollte, und Kulte jeglicher Art praktizieren. So gesehen, war das römische Reich religiös vollkommen tolerant, solange man die Staatskulte vollzogen hat.

Was die Christen nicht gemacht haben – die braven jedenfalls.

Das haben die Christen nicht gemacht, und als man dann gesucht hat, was der Grund

für das Zürnen der Götter sein könnte, ist man selbstverständlich schnell auf jene Gruppen der Bevölkerung gekommen, die das Staatsopfer verweigert und damit einen Loyalitätsbruch begangen haben. In den Augen der römischen Behörden waren diese Leute sozusagen Anarchisten. Es war eher ein staatsrechtliches Delikt, nicht so sehr ein religiöses. Das war ein tragisches Mißverständnis zwischen den Christen, die das Opfer als Akt persönlicher Religiosität und in transzendenter Sinn verstanden haben, und dem römischen Staat, der es politisch gemeint hat.

Das ist doch eigentlich seltsam. Die Christen waren doch keine Außenstehenden, die nicht begreifen konnten, was vorging und wie es gemeint war?! War das einfach das Ergebnis einer buchstäblichen Schriftauslegung – »keine Götter neben mir«?

Natürlich sehen die heutigen Theologen das differenzierter, als es damals, jedenfalls allgemein, wahrgenommen worden ist. Das erste Gebot »Du sollst keinen anderen Gott neben mir haben« stammt wahrscheinlich aus dem 8. Jahrhundert v. Chr., so kann man das der Entstehungszeit der einzelnen Schriften nach ungefähr sagen. Damals war es noch nicht so sehr das Gebot eines Monotheismus als eines Monolatrismus, das heißt man durfte nur einen Gott »verehere«. Das ist die Vorstufe zum eigentlichen Monotheismus – implizit sagt dieses Gebot ja, daß es daneben noch andere Götter gäbe. Die zweite Stufe war, daß man postulierte: Dein Gott, den Du verehere darfst, ist größer und steht über allen anderen Göttern. Diese wurden in der Folge schrittweise zu Dämonen herabgestuft, und dann blieb sozusagen der richtige Monotheismus übrig, der meinte, daß es überhaupt nur diesen einen Gott gibt. Das Problem, das Verhal-

Haupt des Diocletian. Archäologisches Museum Istanbul. Photo: Giovanni Dall'Orto.

ten der frühen Christen zu verstehen, ist auch ein Problem der Quellen, weil die Christenverfolgungen im wesentlichen oder am detailliertesten in Quellen beschrieben sind, die stark christlich gefärbt sind und nur zum kleinen Teil aus der Zeit der Verfolgungen oder unmittelbar danach, zum größeren Teil aber bedeutend später entstanden sind.

Also Hagiographie des Konstantin, Apologetik und so weiter.

Apologetik, die Märtyrerakten, das ganze Schrifttum der Kirchenväter, ja. Überhaupt ist mein Eindruck, daß unser Bild gerade dieser religionsgeschichtlichen Auseinandersetzungen stark von den Schriften der Kirchenväter geprägt ist und daher vielleicht dieser ganze weltanschaulichen Konflikt in der Rückschau stärkeres Gewicht erhält, als das historisch (abgesehen von den scharfen, aber kurzen Zeiten der Verfolgung) langfristig überhaupt der Fall war. Es gab zwar solche weltanschaulich-religiöse Diskussionen, aber der Eindruck, daß quasi jahrhundertlang jeder Bürger und jeder Einwohner des römischen Reiches sich ständig mit Religionsfragen auseinandergesetzt habe, entsteht eben dadurch, daß solche Fragen im Schrifttum sehr stark im Zentrum stehen.

Und die heidnischen Autoren? Was schreiben die über die Christenverfolgung? Das war doch keine ganz unbedeutende Frage.

Wer ist ein Christ?

Bei den zeitgenössischen heidnischen Historikern kommt das Thema in einem ganz untergeordneten Maß vor. Erst die heidnischen Autoren, die sich dann in einer späteren Phase mit dem Christentum auseinandersetzten, thematisieren auch diese weltanschauliche Fragestellung. Das sind aber in der Regel Schriften aus einer Zeit, als das Blatt sich schon vollkommen gewendet hat und das Christentum von einer erlaubten Religion (seit Konstantin) dann unter Theodosius zur allein erlaubten Religion geworden ist. Das heißt zu dieser Zeit waren die Heiden in der Defensive, und es entstanden Schriften, die sich mit dem Christentum und den Glaubensinhalten auseinandersetzten, meistens auf einer philosophischen Ebene. Die Historiker der Zeit berichten na-

türlich gelegentlich über diese Dinge, aber da hat man nicht den Eindruck, als wäre es das große, zentrale Thema. Ein schönes Beispiel ist Ammianus Marcellinus, der wichtigste Historiograph des 4. Jahrhunderts, der letzte große lateinische Historiker, bei dem es vor längerer Zeit noch eine Diskussion unter den modernen Historikern und Philologen gab, ob er nicht selber Christ oder ob er doch Heide gewesen sei (mittlerweile sind wir sicher, daß er Heide war). Ammian schreibt mehr oder weniger politische Geschichte, durchsetzt mit geographischen und anderen Exkursen, wie das zur Tradition der antiken Historiographie gehört; und da kommen die Christen auch gelegentlich vor. Aber die religiösen Auseinandersetzungen spielen keine so wichtige Rolle. Die Probleme, die wir in unseren Geschichtsbüchern darstellen, die großen Diskussionen innerhalb der christlichen Kirche, mit all den dogmatischen Fragen, die sucht man bei Ammian vergeblich. Wenn wir nur den Ammian hätten, dann würden wir wahrscheinlich das Christentum in seiner Bedeutung nicht viel anders einschätzen als die Manichäer oder die Montanisten und ähnliche, viel kleinere Gruppen.

Einige Fragen, um die Dimension des Christenproblems einschätzen zu können: Gibt es in der Spätantike so etwas Ähnliches wie die Konfessionalisierung in der neuzeitlichen Geschichte, also einen Prozeß, in dem sich Religionen erst langsam definieren und voneinander abgrenzen. Sie sagen, man habe lange nicht gewußt, was Ammianus Marcellinus eigentlich war – wie genau haben die Zeitgenossen damals selbst gewußt, was sie sind? Wie

strikt haben sich Personen mit christlichen Neigungen von der heidnischen Umwelt abgegrenzt? Man denkt ja immer an die heroischen Christen, die den Staatskult verweigerten (und womöglich exekutiert wurden, wenn sie schlecht dran waren). Aber es wird ja auch viele Pragmatiker gegeben haben, die sich als Christen empfanden, aber dabei gesagt haben: Dann opfere ich halt dem Kaiser, ist ja egal. Denen es egal war, weil sie vielleicht manches am Christentum, aber auch manches am Heidentum mitmachen wollten und es halt vielleicht überhaupt nicht gar so genau genommen haben. Und daran anschließend: In welchem Sinn ist dann die Minderheit wie groß? Die rabiaten, radikalen Christen, die alles verweigern – wie zahlreich sind die? Die Pragmatiker, die vieles am Christentum eigentlich ganz gut finden, aber doch integriert bleiben wollen und im entscheidenden Moment nachgeben – wie zahlreich sind die? Also: Was ist hier überhaupt ein Christ? Und wie gravierend sind die Folgen? Wenn in den heidnischen Quellen die Christenverfolgung nicht so eine besondere Rolle spielt, wie schlimm war sie dann überhaupt? Wie weit ist es für die Masse gegangen? Und wie ist damit die Dimension der konstantinischen Wende überhaupt einzuschätzen?

Zu der einleitenden Frage: Es ist schon zu treffend, daß die großen Diskussionen um den ganz richtigen Glauben und das ganz richtige Verhalten natürlich durch die Verfolgungen extrem herausgefordert worden sind. Wie Sie jetzt die Frage wieder in den Raum stellen: Gab es nicht auch welche, die gesagt haben – na, dann mache ich halt das Kaiseropfer, dann ist Ruhe. Sicherlich gab es



viele davon. Wir können nicht sagen, wie hoch der Prozentsatz war, das ist aufgrund der Quellenlage völlig aussichtslos. Interessant für das Verständnis dieser Verfolgungspolitik ist aber zum Beispiel die Darstellung solcher Situationen in den Märtyrerakten. Nun sind die Märtyrerakten wieder ein großer Problemkreis für sich, weil viele von ihnen in späterer und zum Teil wesentlich späterer Zeit, irgendwann im byzantinischen Mittelalter, im 10. Jahrhundert etwa, überarbeitet und noch einmal überarbeitet worden sind. Trotzdem gibt es etliche, bei denen man aufgrund der Erzählstruktur annimmt, daß sie einen historischen Kern haben. In ihnen kommen Details vor, zum Beispiel bestimmte Amtstitel, die typisch für die diocletianisch-konstantinische Zeit zu Ende des 3., Anfang des 4. Jahrhunderts sind und die es im 10. Jahrhundert einfach nicht mehr gab. Zumindest bei einigen von diesen Akten muß es einen wahren historischen Kern geben. Eine der berühmtesten Märtyrerakten sind die des hl. Maximilian, der ein junger Rekrut ist, etwa zwanzig Jahre alt, und der in das Militär eintreten soll. Er verweigert das, mit der Begründung, er stehe in der *Militia Christi*.

Warum? Weil er sonst dem Kaiser opfern mußte?

Ja, und weil er nicht Militärdienst leisten und töten will. Ein Wehrdienstverweigerer ... Dann wird ihm von den verschiedensten römischen Amtsträgern zuredet; das kann man auch bei anderen Soldatenmärtyrern sehr deutlich sehen: Da gibt es also einen Soldaten, und der sagt plötzlich: Nein, ich opfere nicht. Und dann kommen die Kameraden zu ihm und sagen: »Sei nicht verrückt! Opfere! Das hast du immer gemacht, das machen wir alle. Dann ist der Fall erledigt! Daneben kannst du ja glauben, was du willst.« Nein, er opfert nicht. In der Darstellung der Märtyrerakten oder der Hagiographien ist das natürlich immer die Versuchung des Teufels. Dann kommt der Unteroffizier. Danach kommt der Offizier. Und alle bekneipen den Soldaten geradezu und führen ihm vor Augen, was für fatale Konsequenzen die Verweigerung haben wird und argumentieren auch, daß das nur ein mehr oder weniger formalisiertes Opfer sei. Nein, er macht es nicht. Es geht hinauf bis zum Kommandanten der Einheit oder bis zum Statthalter. Wir haben keinen Grund, solche Berichte nicht ernst zu nehmen, weil die Blutsgerichtsbarkeit gerade bei den Zivilisten Angelegenheit des Statthalters war. Wir finden also oft oder fast regelmäßig die Überredungsversuche, doch von dieser starrköpfigen Haltung zurückzutre-

ten. Und schließlich sieht man, wie irgendwann dem Statthalter die Geduld reißt, und er sagt: Gut, wenn du unbedingt sterben willst, dann stirb! Das ist sehr oft die Situation, wie wir sie in den Märtyrerakten finden. Das heißt aber natürlich, daß das nicht die normale, alltägliche Situation Zehntausender von Christen war, sondern nur jene der Märtyrer, die man dann hingerichtet hat. Das war eine vergleichsweise kleine Gruppe. Wie groß die andere Gruppe war, die irgendwelchen Drangsalien oder der Folter ausgesetzt war und früher oder später gesagt hat »Gut, jetzt opfere ich«, das kann man nicht mehr sagen.

Das heißt, bei den Märtyrerakten ist alles drinnen von reinen Erfindungen bis zu historisch glaubhaften Erzählungen. Von wie vielen Märtyrern kann man sprechen, wenn man alle zusammenzählt?

Ein paar Dutzend vielleicht.

Insgesamt ist also zwar die Christenverfolgung als blutige Verfolgung durch Heiligenlegenden zwar sehr präsent, sodaß man das Gefühl bekommt, hier würde das herrschende Klima beschrieben, aber in der Praxis war es anders?

In der Praxis wurden die Maßnahmen – das ist ziemlich eindeutig – wohl nicht in allen Teilen des römischen Reiches mit gleicher Härte und Konsequenz durchgeführt, sondern die Situation hing stark von den Herrschern ab. Im Osten war es viel heftiger als im Westen, wahrscheinlich weil das Christentum im Osten wesentlich weiter verbreitet war als im Westen. Konsequenter und umfassender waren zumindest die diocletianische und davor die decianische Verfolgung, denn wir sind bei Kaiser Decius in der glücklichen Lage, daß wir die Gegenprobe haben: Neben offiziellen Testimonien die Beschreibung dieser decianischen Christenverfolgung von 250/1 in dem Bericht eines Augenzeugen, des Bischofs Cyprian von Karthago. Der hat sie überlebt; er hatte sich versteckt – das war der Ausweg, den viele Christen und auch christliche Priester gefunden haben: Verschwinden, in der Großstadt, in der Wüste oder sonstwo.

Das heißt, die decianische Verfolgung war schon auch eine blutige Verfolgung.

Ja, das war eine blutige Verfolgung, und das beschreibt Cyprian. Er sagt, jeder mußte ein Opfer vollziehen und sozusagen ein Gesuch an eine bestimmte Opferkommission stellen, die ihm bestätigen mußte, daß sie ihn beim Vollzug des Trank- und Speiseopfers gesehen hat. Da spricht er von einer universellen Maßnahme. Ein glücklicher Zufall wollte es, daß man in den Papyri aus Ägypten ungefähr vierzig solcher Opferbescheini-

gungen wirklich gefunden hat. Es sind kleine Urkunden, viele davon sind vollständig erhalten. Sie sind als Gesuch an eine lokale Opferkommission gestellt, die dann unterschreibt. Auffällig ist, daß unter diesen vierzig ein Gesuch von der Priesterin eines heidnischen Kultes ist – also nicht einmal der Umstand, daß man Priester des Krokodilsgottes war, hat einen davor bewahrt, daß man sich dieser Maßnahme unterziehen mußte. Ein Teil dieser Opferbescheinigungen ist zwar ein Archivfund – man muß die Zahl Vierzig also relativieren –, aber trotzdem ist es für eine einmalige Maßnahme eine erstaunlich hohe Zahl von Urkunden. Das zeigt der Vergleich mit den Zensusdeklarationen, die über Jahrhunderte hindurch durchgeführt worden sind, bei denen die ganze Bevölkerung Ägyptens deklariert werden mußte und es also Millionen Deklarationen gegeben haben muß: Wir haben davon heute ein bißchen mehr als dreihundert Deklarationen; im Vergleich dazu ist die Erhaltungszahl vierzig oder, wenn ich den Archivfund wegnehme, fünfzehn oder zwanzig, eigentlich sehr viel. Man sieht, daß in Ägypten – und nach dem, was Cyprian sagt, wahrscheinlich im ganzen Reich – diese Maßnahme mit einem riesigen administrativen Aufwand durchgeführt worden ist. Und das zeigt schon – zu der eingangs gestellten Frage –, wie ernst man diese Sachen genommen hat.

Wenn das also wirklich flächendeckend durchgeführt worden ist, muß man dann nicht in Anbetracht der wenigen überlieferten Märtyrergeschichten sagen (immer unter der Annahme, daß die christliche Apologetik da nicht untertrieben hat, sondern die Märtyrer als solche eher herausgestrichen hat), daß der Opferzwang eine erfolgreiche Maßnahme war, weil es dann doch wohl so gut wie alle gemacht haben werden? Heißt unter diesen Bedingungen dann die konstantinische Toleranzpolitik eine Lockerung in dem Sinn, daß die Christen jetzt halt nicht mehr opfern müssen? Oder geht es darüber hinaus?

Konstantinische Toleranzpolitik

Im Grunde heißt die Toleranzpolitik genau das. Das Christentum wurde wie Dutzende andere Religionen und Kulte einfach eine erlaubte Religion, die man ausüben durfte, ohne sich einer Verfolgung auszusetzen.

Und ohne diese Verpflichtung.

Ohne diese Verpflichtung. Aber es gab andere Maßnahmen, die darüber hinausgingen. Es gibt unter den Althistorikern und Kirchenhistorikern von jeher eine große Diskussion über die persönliche Religiosität des Konstantin und wie sehr sein Bekenntnis

zum Christentum wirklich ein empfundenes religiöses Bedürfnis oder nur politisches Kalkül war. Die Gesetzgebung und die überlieferten Tatsachen enthalten ein paar Hinweise, daß Konstantin jedenfalls ab einem bestimmten Zeitpunkt die Kirche doch nicht nur geduldet hat, sondern auch einen entscheidenden Schritt darüber hinausging: Er hat sie durch bestimmte Maßnahmen gefördert, die etwa die Rückgabe des Kirchenguts betrafen und die Möglichkeit einschlossen, Stiftungen und Spenden anzunehmen – was sich in den folgenden Jahrzehnten als eine wesentliche Voraussetzung für die Vermehrung des Kirchenschatzes herausgestellt hat. Zu seinem persönlichen Verhältnis zur christlichen Religion kann man schwer etwas sagen – die Frage, was wer geglaubt und gewollt hat, ist bei kaum irgendeiner historischen Persönlichkeit wirklich genau zu beantworten. Wahrscheinlich wechselt es auch im Laufe eines Lebens. So dürfte es bei Konstantin auch gewesen sein: Es war eine langsame, schrittweise Hinwendung zum Christengott; was er allerdings unter dem Christengott verstanden hat, ist noch einmal eine andere Frage. Aber es gibt einen Punkt, der mir doch aussagekräftig erscheint: Er hat seinen Söhnen, die natürlich die präsumptiven Thronfolger waren, eine dezidiert christliche Erziehung angedeihen lassen. Und das würde man wohl nicht tun, wenn man das nur aus politischem Kalkül betreibt. Dann würde man vielleicht eher genau das Gegenteil tun und sagen, ich will, daß sie eine gute griechisch-philosophische kritische Ausbildung haben; sie sollen die christliche Sache kennen, aber ihr distanziert gegenüberstehen. Wenn ich die Söhne zu einem Kirchenvater schicke mit dem Auftrag, sie mögen die Schriften kennenlernen, dann ist das schon ein Zeichen.

Die Christen waren aber doch wohl in jedem Sinn eine vielleicht starke Minderheit, aber doch eben eine Minderheit. Und da stellt sich die Frage, warum Konstantin das gemacht hat. Selbst wenn man annimmt, daß er persönlich vom Christentum in irgendeiner Weise überzeugt gewesen sei, muß ja trotzdem irgendeine praktische Erwägung dagegewesen sein. Was hat es gebracht? Inwiefern, nach welcher Vorstellung des Konstantin oder seiner Berater, war das Christentum günstig?

Eine sichere Antwort ist hier kaum möglich – die Einschätzungen, wie verbreitet das Christentum am Anfang oder auch noch um die Mitte des 4. Jahrhunderts gewesen ist, gehen ziemlich drastisch auseinander.

Wie weit divergiert es?

Nehmen wir zum Beispiel Ägypten, wo wir

die beste Quellenlage haben. Es war sicherlich ein zentrales Land des Christentums in dem Sinn, daß es dort sehr früh und in großem Umfang christliche Gemeinden gegeben hat, jedenfalls wahrscheinlich viel mehr als in den meisten anderen Teilen des Reiches. Dennoch gehen die Einschätzungen über die Anzahl der Christen ziemlich weit auseinander, insbesondere was das gesamte 4. Jahrhundert betrifft, also bis zu Theodosius. Hier gibt es die Einschätzung, daß sogar noch am Ende des 4. Jahrhunderts weniger als die Hälfte der Bevölkerung überhaupt Christen waren. Andere Forscher glauben, die Zahl sei schon bei 70, 80 Prozent gelegen. Das ist ganz schwer zu entscheiden, weil die Quellen für jede quantifizierende Aussage unzureichend sind.

Es ist ja auch so daß es keine formelle Mitgliedschaft gegeben hat. Also: Wer war überhaupt ein Christ?

Ja, wer war ein Christ? Und wie aktiv waren die? Ich kann mir, aber das ist wieder eine ganz subjektive Einschätzung, nicht leicht vorstellen, daß am Beginn des 4. Jahrhunderts (einerlei, ob das 306 oder 310 oder 320 ist), die Kirche schon eine Massenbewegung gewesen ist und daß es schon eine strikte Hierarchie gegeben hat. Das könnte ja ein wichtiger Punkt bei einer Erklärung der Entscheidung Konstantins sein: Konstantin hätte demnach gesehen, daß von allen Glaubensrichtungen die christliche Kirche am besten durchstrukturiert und vernetzt wäre und vom Aufbau her dem römischen Reich und seinen Verwaltungseinrichtungen am ähnlichsten kommen würde. Es hätte dann keinen Sinn gehabt, sich diese Leute zu Feinden zu machen und als potentiell subversives Element dabei zu haben, sei es nur im passiven Widerstand. Man müsse sie daher eher einbeziehen und einspannen. Ich glaube aber, daß das auch wieder aus viel späteren Ergebnissen dieser Entwicklung rückprojiziert ist: Diese große Strukturierung der Kirche ist erst das Ergebnis der Maßnahmen Konstantins. Er hat ja zu den großen Zusammenkünften eingeladen, er wollte die Kirche vereinen, und dabei ging der Staat auf die Kirche zu und vereinnahmte sie. Aber das passierte erst mit und nach dem Konzil von Nicaea (325), und ich glaube nicht, daß die Struktur, die man in den siebziger und achtziger Jahren des 4. Jahrhunderts findet, schon um 310 da war. Es gibt verschiedene Indikatoren, die eigentlich in die andere Richtung weisen – da wären wir wieder bei dem angesprochenen dogmatischen Punkt: Natürlich gab es während der Verfolgung eine Fülle von Leuten, die sich entweder durch Flucht entzogen oder die

Heiligen Schriften ausgeliefert haben oder die eben dann umgefallen sind und nicht bereit waren, Marter und Märtyrertod auf sich zu nehmen. Die Frage, die sich in all den Christengemeinden über das ganze Reich verstreut nach dem Ende der Verfolgung stellte, lautete, wie man mit den sogenannten *lapsi*, den »Gefallenen«, umgehen sollte. Da gab es wieder unterschiedliche Richtungen innerhalb der christlichen Kirche; es gab die Hardliner, die sagten, das seien alles Sünder – Sünder natürlich sowieso, aber als nicht bekennende Christen auch nur Gemeindemitglieder zweiter Ordnung.

Das führt in den Donatistenstreit.

In den Donatistenstreit, weil es dann sofort mit anderen Fragestellungen verknüpft wurde: Was passiert, wenn ein Priester, der sich durch Flucht entzogen hat oder opferte, ein Sakrament spendet? Ist das überhaupt gültig? Und was passiert, wenn ein solcher Bischof einen anderen Priester weicht? Das waren die Fragen, die aufbrachen. Daneben gab es aber auch eine zweite Schicht von Fragen, die sich sofort nach dem Ende der Verfolgung stellten – die heidnischen Autoren und diejenigen, die das Christentum schon aufs Korn genommen hatten, die haben das bemerkt und spöttelnd gesagt, daß man sofort nach Ende der Verfolgung sehe, daß die Christen untereinander alle nur streiten würden und genau das Gegenteil von dem seien, was sie eigentlich propagierten. In der Tat gab es eben viele Fragen, die in dieser Weise auftauchten, bis hin zum Problem, wann man eigentlich Ostern feiern sollte – das zentrale Fest der Christenheit! Diese Frage konnte nur aufkommen, weil das Fest in den verschiedensten Gemeinden eben unterschiedlich gefeiert wurde und weil sich lokale Usancen mit verschiedenen Berechnungsmethoden herausgebildet hatten. Wenn es eine strikte Hierarchie gegeben hätte, dann hätte es keinen Arianerstreit gegeben und alle anderen Konflikte einschließlich des Streits um den Ostertermin auch nicht. Ich kann also keine zentralistische Organisation entdecken. Zentralismus ist ja ohnehin etwas viel, viel Späteres, der ist in den widerstreitenden Ansprüchen des römischen Bischofs als Papst und des systematisch aufgebauten Patriarchen in Konstantinopel entstanden, erst Jahrhunderte nach der konstantinischen Zeit.

Könnte man also sagen, daß es unter Konstantin um Toleranzpolitik gegangen ist (damit man die Leute nicht gerade in die Illoyalität treibt, verzichtet man auf den Staatskult, solange die Leute trotzdem loyal sind), daß man damit aber gar nicht das meint, was später unter Theodosius passiert? Und die Entwicklung



Konstantinbogen, Rom. Unten: Fries mit der Belagerung von Verona. Oben: Hadrianische Tondi mit Aufbruch zur Jagd und Opfer an Silvanus.

le Jahrzehnte und Jahrhunderte auch sehr weit verbreitet waren im römischen Reich – den Mithraskult, den Isiskult zum Beispiel (gerade manche von diesen orientalischen Religionen hatten ja auch einen ausgeprägten Jenseitsbezug, in vielen Punkten gar nicht unähnlich dem Christentum) –, dann muß man sagen: Diese Kulte sind alle verschwunden, und eben interessanterweise nicht unbedingt durch die Konkurrenz des Christentums. Der Mithraskult ist vielleicht insofern wieder ein besonderer Fall, als wir ihn zwar durch zahlreiche Mithras-Heiligtümer gut bezeugt haben, aber der Kult doch auf einen bestimmten Sektor der Bevölkerung konzentriert gewesen zu sein scheint.

Die Soldaten.

Soldaten und, sagen wir, Staatsdiener im weiteren Sinn. Ich habe meine Zweifel, ob der Mithraskult wirklich ein Kult für alle gewesen ist, schon alleine, weil es verschiedene Weihegrade gab, und die Heiligtümer alle nicht sehr groß waren. Beim Isiskult mag das schon anders gewesen sein. Das war eher etwas, von dem auch berichtet wird, daß Massen daran teilgenommen hätten, und es gab Prozessionen, es gab nicht diese Einschränkung, die sich vielleicht negativ ausgewirkt hätte. Trotzdem sind alle diese Kulte verschwunden, und eigentlich im wesentlichen verschwunden, bevor das Christentum in der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts so stark geworden ist. Sie waren vielleicht noch da, aber der Zenit war schon überschritten. Natürlich wäre auch denkbar, daß das Christentum eine ähnliche Auf- und Abwärtsentwicklung erlebt hätte. Eine andere interessante kontrafaktische Frage ist, was herausgekommen wäre, wenn es überhaupt nie eine Christenverfolgung oder zumindest nicht die Verfolgungen unter Decius und unter Diocletian gegeben hätte, ob das Christentum überhaupt so weit hinaufgekommen wäre. Denn gerade dieser Eindruck der Verfolgung und das Zusammenrücken durch die Verfolgung und danach: Diese Kirche der heiligen Märtyrer, die hat dem Ganzen natürlich schon einen richtigen Fokussierungspunkt gegeben. Das waren auch die Leute, die dann in den ersten Jahren und Jahrzehnten des »erlaubten« Christentums das größte Ansehen und die größte

unter Theodosius passiert deshalb, weil sich die Verhältnisse in der Zwischenzeit unvorhergesehenweise konsolidiert haben und diese durchstrukturierten Formen angenommen haben und weil man zu den großen dogmatischen Fragen zumindest klar dominierende Positionen gefunden hat (auch wenn noch keine Einheit erreicht war)? War das so?

Wie stark im 4. Jahrhundert der Streit um das Dogma war, kann man an einer Reihe von Episoden und Anekdoten sehen. Vielleicht ging Konstantin aber doch einen Schritt weiter als bis zur Toleranz – in dem Schritt, der das Kirchengut betraf. Da gibt es auch noch die berühmte *episcopalis audientia*, das heißt die neue Regelung, daß die Bischofsgerichte den Statthaltergerichten gleichgeordnet waren. Das ist natürlich eine ganz einschneidende Maßnahme. Auch hier ist die Praxis, wenn man im Detail hinschaut, wieder nicht so klar wie die gesetzliche Regelung – aber von den gesetzlichen Regelungen haben wir auch nicht den Volltext, sondern meistens nur die entscheidenden Sätze herausgegriffen. Wir können wiederum etwas zu Ägypten sagen, wo wir viele Quellen des Alltags haben und viele Gerichtsprotokolle auf Papyrus erhalten sind. Es gibt aber kein zweifelsfreies Zeugnis für ein regelrechtes Gerichtsverfahren vor einem Bischof. Es gibt überhaupt nur drei, vier vage Zeugnisse für so etwas wie eine bischöfliche Gerichtsbarkeit, aber auch da ist »Gerichtsbarkeit« schon fast wieder vollmundig gesprochen. Im Grunde könnten

die überlieferten Fälle so etwas sein wie ein privates Schiedsgericht.

Aber die verhandelten Materien wären dann tatsächlich die säkularen Angelegenheiten, also nicht kirchliche?

Nein, es geht in diesen Rechtsfällen nicht um innerkirchliche Angelegenheiten. Deshalb war die neue Regelung ja eine massive Beeinträchtigung der *auctoritas* eines römischen Amtsträgers in einer Provinz. Aber, wie gesagt, dokumentarisch finden wir für diese *episcopalis audientia* keine Nachweise, die über ein normales Schiedsgericht, das aber jedermann machen konnte, hinausgehen. Darum bin ich da nicht ganz so sicher, wie stark diese Regelung war und was das in der Rechtspraxis bedeutet hat.

Das heißt, wenn man es zusammenfaßt, ist die konstantinische Religionspolitik zwar im Sinn von Toleranz und der wirtschaftlichen und vielleicht administrativen Stellung der Kirche eine Änderung, aber sie steht doch in einem sehr langen Entwicklungsprozeß. Wenn man sich diese konstantinische Politik wegdenkt und an Iulian denkt – es gab ja offensichtlich eine Menge Spielraum –, wäre es leicht möglich gewesen, daß das Christentum irgendwann einfach wieder versandet wäre? Oder wäre es jedenfalls eine starke Bewegung in welcher Form auch immer geblieben?

Eine unumkehrbare Entwicklung?

Beides wäre natürlich grundsätzlich möglich. Aber wenn man Vergleiche zu anderen Religionen und Gruppen zieht, die über vie-

Autorität genossen: Wenn einer gefoltert worden ist und nur knapp dem Märtyrertod entgangen ist, dann hatte er in seiner Gemeinde eine unüberbietbare Autorität.

Das wäre jetzt die Bedeutung Konstantins für das Christentum. Das andere Thema ist die administrative und politische Reform. Diese Reform steht klarerweise in einer Abfolge von Reformmaßnahmen der vorangegangenen Zeit; die Frage wäre, wie groß die Kontinuität wirklich war, wenn man an die Abkehr von bestimmten Maßnahmen der diocletianischen Zeit denkt. Wenn man die Ähnlichkeiten und die Unterschiede zusammenfaßt: War das konstantinische Konzept das bessere Konzept? Das diocletianische Konzept war ja, wenn man an die Auseinandersetzungen unter den Tetrarchen denkt, offensichtlich nicht besonders stabil. Hat die konstantinische Reform die politische und Verwaltungsstruktur des römischen Reichs länger am Leben gehalten?

Die Tetrarchie

Ich denke, da muß man zwei Ebenen unterscheiden. Das eine ist die Ebene der normalen Verwaltungsreform, der Reichsreform, Währungsreform und militärischen Reform; das andere ist die Ebene der Regierungsform. Die Ebene der Regierungsform ist schneller erklärt. Da hatte Diocletian sein Konzept mit zwei Senior-Augusti und zwei Junior-Caesares entwickelt, im Grunde auch nicht eine völlige Neuschöpfung aus dem Nichts heraus, da es ja auch vorher schon oft Mehrkaisertum und eine Aufteilung der Kompetenzen mehr oder weniger nach territorialen Gesichtspunkten gegeben hatte. Sicher war dieses Konzept der Tetrarchie mit vier Kaisern und vier auch territorial festgelegten Herrschaftsbereichen der Idee nach nicht neu. In der Viererform war es aber sehr wohl neu, und es war relativ kompliziert.

Vor allem, weil sich die Vier vermehrt haben. Eine Grundprämisse war, daß sich alle an die Regelungen halten mußten. Die zweite Grundprämisse hieß: Jeder Augustus und jeder Caesar mußte auch alt genug werden, um die entscheidenden Schritte zu erleben. Gerade wenn man als Caesar eintrat und, sagen wir, zehn Jahre als Caesar diente und dann noch einmal zehn Jahre als Augustus, dann hatte man zwanzig Regierungsjahre. Wenn man nicht gerade mit zwanzig Jahren Caesar wurde, war das in Anbetracht der geltenden Lebenserwartung optimistisch. Es setzte voraus, daß Leute, die mit 35, was immer noch sehr jung war, oder mit 45 Jahren Caesar wurden, ein Alter von 65 erreichten. Das war natürlich in der Antike nicht unmöglich, aber es war doch nur einem rela-

tiv kleinen Prozentsatz der Bevölkerung vergönnt. Und noch dazu war es zu dieser Zeit noch üblich, daß die Kaiser bei den kriegerischen Auseinandersetzungen in vorderster Front mit dabei waren. Das war noch nicht die Zeit, in der ein Kaiser in seinem Palast saß und dirigierte. Insofern war das Konzept schon optimistisch. Problematisch war ferner, daß der dynastische Aspekt von vornherein ausgeblendet war. Das ist eigentlich ein Punkt, bei dem sich die modernen Historiker leicht zu tun zu sagen, Diocletian und seine Berater hätten eigentlich wissen müssen, daß das dynastische Prinzip in der Auffassung gerade des Militärs und der Bevölkerung immer wichtig war. Das sieht man in der gesamten Kaiserzeit vor Diocletian und auch in der gesamten Zeit danach. Also: Das Konzept konnte gut gehen, solange keine Söhne da waren, die eine entsprechende Erwartungshaltung hatten. Wenn es einen Sohn gab und der Vater als Augustus in Pension ging, erwartete man – auch die Soldaten des Vaters haben es erwartet –, daß der Sohn ihm nachfolgen würde. Ein schroffer Bruch, indem etwa der Sohn in seiner Philosophenschule oder sonstwo bleiben und die Nachfolge ein anderer wichtiger Verwaltungsmann oder General antreten sollte, war in der Praxis schwierig herbeizuführen.

Und auch, daß der pensionierte Vater in Pension bleibt.

Daß der pensionierte Vater in Pension bleiben und sich nicht bei erster Gelegenheit wieder zu Wort melden würde, war die nächste optimistische Annahme. Ich glaube, da war bei realistischer Einschätzung einfach absehbar: Früher oder später würde eine Konstellation da sein, in der man sich nicht genau an die Regelungen halten würde. Wäre es nicht zwischen Konstantin und Maxentius passiert, dann wahrscheinlich in der nächsten Generation, zehn oder zwanzig Jahre später.

Das System war ja erstaunlich kurzlebig. Ja – drei Jahre, nachdem Diocletian abgedankt ist, war die Situation so, daß man seine Autorität anrufen mußte, um noch einmal zu schlichten. Die Tetrarchie war also der Schwachpunkt in diesem diocletianischen System, das in der zweiten Ebene der Reformen unglaublich erfolgreich war.

In der Verwaltungsgliederung.

In der Verwaltungsgliederung, die in den Zusammenhang der innenpolitischen und außenpolitischen Stabilisierung des Reichs gehört. Ziel war, diese selbstzerfleischende Abfolge der Usurpationen zu beenden, die Partikularismen der einzelnen Reichsteile wieder zusammenzufassen, das Reich auch

Joseph Mallord William Turner: Konstantin-Bogen, Rom, 1835. London, Tate Gallery. Bild: The Yorck Project

gegen die äußeren Aggressoren besser zu wappnen und dabei ein neues System der Verteidigung zu schaffen, das schnell und flexibel genug sein sollte, um auch Mehrfrontenangriffen entgegenzutreten zu können. In all diesen Sachen war das diocletianische Konzept sehr erfolgreich. Man hat lange gestritten, ob es wirklich überhaupt ein Konzept war oder ob Diocletian quasi von einer Notmaßnahme zur nächsten geeilt ist; ob er nicht einfach nur reagieren konnte, statt tatsächlich zu agieren.

War die Ausgangssituation im Selbstgefühl der Zeitgenossen anders als dreihundert Jahre früher? Hat man das Gefühl gehabt, das Reich sei stärker von außen bedroht? Denn bedroht gefühlt hat man sich ja eigentlich immer, und man hat fast immer irgendwo Krieg geführt. Was war neu?

In den meisten früheren Phasen war es anders, obwohl es natürlich immer wieder einmal ganz besonders dramatische Krisenherde und Kriege gab. In der *longue durée* ergibt sich in der Prinzipatszeit eher der Eindruck, das behauptete Bedrohungsgefühl war eher ein Mittel der römischen Propaganda. Die Römer haben – in ihrem Selbstverständnis – ja nie von sich aus aggressiv Krieg geführt, auch als sie ihr ganzes Imperium erobert haben.

Das hat sich nur so ergeben.

Genau, man hat immer nur die Bündnispartner verteidigt und ist dann halt Schritt für Schritt immer weiter über Rom und Italien hinausgekommen. Diese ideologische Darstellung und das Selbstverständnis des *bellum iustum* bleibt während der ganzen Prinzipatszeit präsent.

Das heißt, der Aggressionskrieg war eigentlich gar nicht erlaubt.

Nein, war er nicht. De facto ist es natürlich anders: Wenn man irgend etwas sozusagen aggressiv vortragen wollte, dann mußte es dafür eine gute Begründung geben. Aber eine solche Begründung läßt sich bekanntlich immer finden, und wenn das schwer fällt, dann eröffnet man diplomatische Beziehungen, um solche Gründe zu finden. Das haben die römischen Kaiser lange Zeit so praktiziert, wobei es Phasen gab, in denen das römische Reich wirklich nur bewahrend aufgetreten ist, und andere Phasen, in denen



man versucht hat, vielversprechende Gebiete, die ohnehin direkt oder indirekt unter römischem Einfluß standen, dem Reich einzuverleiben. Aber alle diese Kriege wurden mehr oder weniger an der Grenze oder außerhalb der Grenze geführt. Die Kriege an Rhein und Donau fanden außerhalb des Reiches statt.

Und seit dem 3. Jahrhundert war es dann anders.

Krise und Reform

Schon vorher: Der Wendepunkt lag eigentlich in der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts, in der Zeit des Marc Aurel. Da gab es an der Donaufront den großen Markomanneneinfall, der den ganzen Limes im Donaubereich überlaufen hat; die Markomannen sind bis nach Norditalien vorgedrungen, was ein echtes Schockerlebnis war, das zu einer Reihe von militärischen Notmaßnahmen geführt hat. Der zweite und vielleicht wichtigste Faktor, der den militärischen Aspekt der Krise im 3. Jahrhundert hervorgerufen hat, war die Wiedererstarung des iranischen Reiches durch einen Dynastiewechsel von den Parthern zu den

Sassaniden. Die Sassaniden konnten die aristokratische iranische Gesellschaft viel besser mobilisieren und konnten sich, jedenfalls unter den ersten Herrschern, weitaus besser als die späten Partherkönige gegen die anderen großen Familien und Clans durchsetzen. Damit erwuchs plötzlich dem römischen Reich ein völlig ebenbürtiger Gegner, und es kam zu ständigen Konflikten in Syrien und Mesopotamien. Um diesen Konflikten zu begegnen, mußte Rom alle seine wirtschaftlichen und militärischen Kräfte auf den Bereich Syrien–Palästina und Syrien–Mesopotamien konzentrieren, was zu einer Schwächung an den anderen Grenzen geführt hat. Das hat wiederum andere Gegner, ob kleine oder große, ermuntert und ihnen Erfolge ermöglicht. Da gab es knapp vor der Mitte des 3. Jahrhunderts einen deutlichen Umbruch. Einer der wichtigsten römischen Geschichtsschreiber der Kaiserzeit ist Cassius Dio, er schreibt bis in die späten zwanziger Jahre. Als er seine Geschichte beendet, steht das römische Reich ohne Herausforderung da. Es gab natürlich auch zu dieser Zeit Konflikte und innere Spannungen und so weiter, aber die

gab es immer, die gab es auch unter Augustus und unter den größten Kaisern; aber das Bewußtsein, in dem Cassius Dio schreibt, sagt: Wir leben im ewigen römischen Reich. Fünfundzwanzig Jahre später sah die Situation vollkommen anders aus: Ein römischer Kaiser war gefangengenommen worden, ein Dutzend anderer sind in den Abwehrkämpfen gefallen, ein weiteres Dutzend sind in den inneren Rivalitäten ums Leben gekommen. Das war zusammen mit den wirtschaftlichen Auswirkungen in der Wahrnehmung der Zeitgenossen tatsächlich ein Wendepunkt. Es gab in der späten römischen Geschichte noch ein, zweimal Ereignisse, die punktuell noch stärker wirkten, wie zum Beispiel die Eroberung Roms durch Alarich – das war unerhört. Aber dieses Krisenbewußtsein war bereits in der Mitte des 3. Jahrhunderts da und äußerst prägend, und es hat die quasi religiöse Identitätskrise des Reiches und dann die Gegenmaßnahmen hervorgerufen. Es gab eine intensive Diskussion der Frage, ob Diocletian einfach nur ein besonders erfolgreicher, geschickter und auch glückhafter Herrscher war, dem es ge-

lungen ist, einen Gegenkaiser und Usurpator nach dem anderen auszuschalten, der ein sehr tüchtiger Feldherr und Militär war, dem es auch außenpolitisch gelungen ist, das Reich wieder zu stabilisieren, und der Schritt für Schritt das gemacht hat, was wir heute als diocletianische Reformen kennen. Oder gab es über solche ad hoc getroffenen Entscheidungen hinaus schon früh ein umfassendes Reformkonzept? Ein sehr namhafter deutscher Historiker, Frank Kolb, hat durch eine minutiöse Untersuchung alleine des chronologischen Ablaufes aller dieser Maßnahmen gezeigt, daß die Reformschritte nicht zufällig erfolgt sind, sondern sehr wohl eine systematisch, über viele Jahre hinweg verfolgbare logische Entwicklung genommen haben. Es sieht im Fall Diocletians in der Tat nach einem neuen Konzept aus. Diese Sicht wird nicht von allen Historikern geteilt, aber ich finde, die Argumente dafür sind sehr gut. Wir tun uns allerdings ein bißchen schwer zu sagen, was wirklich noch zu Diocletian und was schon zu Konstantin gehört; ein anderer großer Reformator war später der eine überlebende Sohn Konstantins, Constantius II., der im administrativen Bereich sehr viel erneuert hat. Wir sehen wieder ganz deutlich das Ergebnis dieser fast ein halbes Jahrhundert andauernden Reformen, können aber die einzelnen Maßnahmen bisweilen nicht eindeutig zuordnen.

Das spricht also dafür, daß Konstantin in dieser Hinsicht einfach in einer Kontinuität steht. In dem Punkt führt Konstantin kontinuierlich das fort, was bereits vor ihm im Gang war. Er hat das damals schon bewährte Konzept Diocletians und seiner Mitkaiser einfach weitergeführt und natürlich in manchen Punkten modifiziert, aber im großen und ganzen ist er auf diesem Weg weitergegangen. Ein Beispiel: Wir haben seit eh und je die administrative Einteilung des römischen Reiches in etwa fünfzig Provinzen. Nach den diocletianischen Reformen sind es über hundert. Man hat also die Provinzen halbiert, viel kleiner gemacht, dann übergeordnete Verwaltungseinheiten, die sogenannten Diözesen, geschaffen, die mehrere Provinzen zusammengefaßt haben. Die Diözesen-Einteilung haben wir unter Diocletian noch nicht belegt, sondern erst relativ spät in der konstantinischen Zeit.

Und das war effektiv?

Das war effektiv. Die herrschende Annahme ist aber, daß diese Reform in Wirklichkeit schon auf Diocletian zurückgeht. Wir müssen damit rechnen, daß wir manche Dinge erst zehn, zwanzig Jahre, nachdem sie eigentlich entstanden sind, in den Quellen wahrnehmen können.



Es ist ja wohl anzunehmen, daß in solchen Fällen, gerade wenn es so kontinuierlich dahingeht, hinter solchen Projekten auch eine Kontinuität im bürokratischen Personal besteht – Fachleute behält man.

Sicherlich steht ein professioneller Apparat dahinter, der über die Regierungswechsel hinweg bestehen bleibt. Wir reden immer von »dem Kaiser«, »der Kaiser hat ... wollen«, aber das ist natürlich eine simplifizierende Darstellung und Wahrnehmung. Auch ein römischer Kaiser war einer Fülle von Sachzwängen ausgesetzt. Ein wichtiger Schritt war sicher auch die Währungsreform, die schon unter Diocletian begonnen wurde, aber in der Konstantin mit der Einführung einer Goldmünze den entscheidenden Schritt gesetzt hat. Diese Maßnahme wirkte über viele Generationen hinweg als stabilisierender Faktor im Währungsbereich und damit wieder in der Wirtschaft allgemein. Und die Goldmünze ist natürlich nur ein Indikator für andere Entwicklungen. Es gelang schon Diocletian, die Situation militärisch unter Kontrolle zu bringen, und auch da setzte Konstantin die Erfolgsgeschichte fort. Diocletian hat begonnen, einen riesigen Befestigungsgürtel rund um die Grenzen des Reiches anzulegen. Im Grunde sind das Festungen, die bis zum frühen Mittelalter und bis über die arabische Eroberung hinaus intakt geblieben sind. Konstantin ist dann vom militärischen Konzept einer starren Grenze ein bißchen abgerückt und hat eher wieder eine tiefe Staffellung präferiert. Aber die interne Neuorganisation des Heeres wurde systematisch fortgesetzt, und da

gibt es zum Teil beträchtliche Veränderungen im Vergleich zur früheren Kaiserzeit. Man setzte nun viel mehr auf die Reiterei und die schwer gepanzerte Reiterei als auf die Infanterie. Insgesamt zeigen diese Reformen, die am Ende des 3. Jahrhunderts anfangen, rasch Erfolg: Im 4. Jahrhundert ist das römische Reich wieder gefestigt. Am Ende des 4. Jahrhunderts haben wir eine wunderbare Quelle, die sogenannte *Notitia dignitatum*. Das ist sozusagen ein Ämterschematismus, an dem wir die gesamte Provinzialeinteilung und die wichtigsten Ämter sowie die Stationierung aller Truppen sehen können; es besteht kein Zweifel daran, daß das die Momentaufnahme eines bestimmten Status quo ist. Und man muß sagen, es hätte eigentlich in der Blütezeit unter Augustus nicht besser sein können.

Jetzt könnte man fragen: Warum geht es ein halbes Jahrhundert später zu Ende? Aber die Frage ist ja: Geht es überhaupt zu Ende? Entwickelt es sich nicht vielmehr weiter, transformiert es sich bloß? Bryan Ward-Perkins hat kürzlich die alte »Katastrophen«-Sicht auf das Ende des römischen Reichs wiederbelebt: Der Untergang des römischen Reichs als Ende der Zivilisation.¹ Wie sehen Sie es?

Ende der Zivilisation?

Da gibt es Wellen in der Forschung. Lange Zeit hat man den Untergang des römischen Reiches, der nach staatsrechtlichen Gesichtspunkten auf 476 festgelegt worden ist, tatsächlich auch als Untergang des Reiches und der römischen Zivilisation gesehen. Danach kommen die Barbaren, die alles kurz und

Links: Konstantin mit seiner Mutter Helena. Ikone von Nikola, Sohn des Onufri, Kirche der hl. Maria von Vllaherna, Berat (Albanien), zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts. – Rechts: Piero della Francesca: Schlacht an der Milvischen Brücke, Detail: Konstantin mit dem Kreuz. Fresko, San Francesco, Arezzo.

klein schlagen, bildlich gesprochen. Zumindest im Westen; im Osten geht es noch ein bißchen länger dahin, aber auch da ist es in der großen Wahrnehmung so, daß Byzanz irgendwie nur mehr der sieche Nachfolger des mächtigen römischen Reiches war, ...

... degeneriert ...
... degeneriert und dekadent, mit all diesen negativen Konnotationen, die man gerne der Spätantike anhängt. Dann gab es, vor allem von der Mediävistik getragen, eine Phase, in der man eher von der Transformation der Mittelmeerwelt und des römischen Reiches gesprochen hat. Und jetzt gibt es seit kurzem wieder ein paar provokante Alt-historiker, die nicht nur vom Ende des römischen Reiches, sondern dezidiert auch vom Ende der Zivilisation sprechen. Naja. Es kommt ein bißchen auf den Blickwinkel an. Natürlich hat sich das Reich als solches im Westen dramatisch verändert. Das hängt mit der Ansiedlung verschiedener germanischer *gentes* auf dem Boden des römischen Reiches zusammen. In den meisten Fällen war das aber eine Maßnahme, die das römische Reich geduldet oder zum Teil sogar fast eingeleitet hat, die dann aber außer Kontrolle geriet. Daraus ergab sich die Situation, daß auf dem Reichsterritorium im Westen mehrere staatliche oder staatsähnliche Körper existierten und daher die Koordination der Kräfte schwierig wurde, vor allem aber auch die Steuerbasis des Kaisers ganz wesentlich zusammenschrumpfte.

Also institutionell kann man schon von einem Bruch sprechen.

Institutionell ja, denn wir haben einfach um 500 kein einheitliches römisches Reich mehr. Gewisse Teile wie Britannien wurden völlig aufgegeben und nahmen dann eine andere Entwicklung. Aber natürlich hat sich die Welt auch im spätantiken Gallien und andern Gebieten nicht von heute auf morgen so dramatisch verändert.

Im Alltag und in der Kultur?

Es gab sicherlich etliche Phasen, die für die betroffene Bevölkerung verheerend und katastrophal waren. Es gab auch in der Mitte des 4. Jahrhunderts Einbrüche gerade nach Gallien und in die Donauprovinzen, es gab zahlreiche Eroberungs- und Plünderungs-



züge – ganze Landstriche wurden verwüstet. Das gesamte 5. Jahrhundert ging es im Grunde so dahin. Es traf auch verschiedene Kernlandschaften des römischen Reiches und ging mit den Vandalen bis nach Afrika. Das alles schmälerte natürlich einerseits die steuerliche Basis des Kaisertums, andererseits wurden – und das ist schon eine einschneidende Maßnahme – auch die überregionalen Wirtschaftsverbindungen zer- schlagen. Das ist das Argument, das Ward-Perkins hauptsächlich verfolgt; er sieht die Veränderungen mehr von einer wirtschaftsgeschichtlichen Basis aus, und hier hat er tatsächlich viele Argumente, die man nicht einfach vom Tisch wischen kann. Zum Beispiel gab es über Jahrhunderte hinweg einen blühenden Import und Export mit Artikeln verschiedener Art – Luxusartikel, aber nicht nur, auch Artikel des Alltagsgebrauchs für einen breiten Teil der Bevölkerung –, der dann einfach vorbei war. Ähnlich bei anderen Indikatoren wie zum Beispiel bei der Wohnkultur – ein wichtiger Teil des Wohlstandes –, bei der man früher beheizbare Räume, Gebäude aus Ziegeln und Stein, Dächer aus Ziegeln hatte: Auch das verschwand ab einem bestimmten Zeitpunkt.

Das war wirtschaftlich begründet?

Ja.

Jetzt könnte man sagen, in einem so langen Rückblick scheinen einem hundert Jahre zwar recht überschaubar und kurz, aber wenn eine Reichsreform hundert Jahre lang hält, ist das doch nicht nichts. Trotzdem: War die diocletianisch-konstantinische Reichsreform am Ende doch nur von begrenzter Wirkung?

Wirtschaftliche Leistungsfähigkeit und demographischer Druck

Ich glaube, man sollte das Versagen der Grenzverteidigung oder das Unvermögen, die massiven Einwanderungsbewegungen abzuwehren, nicht unbedingt als Versagen der Reformen bewerten.

War man bloß an der wirtschaftlichen Grenze? Das ist, glaube ich, der entscheidende Punkt. Die ganze Kaiserzeit hindurch war es, soweit wir das sehen können, ohnehin so, daß das Militär und die Aufwendungen für das Militär im weiteren Sinn (darunter fallen allerdings auch viele Infrastrukturmaßnahmen wie der Straßenbau et cetera) mindestens 80 Prozent des römischen Staatsbudgets fraßen. Das war schon der Normalzustand. Und gegenüber dem Normalzustand änderte sich die Situation entscheidend, denn nun gab es mehrfache Bedrohungen und die Herausforderungen durch die fremden Völkerschaften. Das waren

zwar nicht Millionen, sondern wahrscheinlich immer nur ein paar Zigtausend oder Hunderttausend, die ins Reich aufgenommen werden wollten, aber auch diese mußten irgendwie angesiedelt, integriert, ernährt werden.

War es ein Versagen in dem Sinn, daß man diese neu Hinzukommenden nicht integrieren hat können? Denn eigentlich könnte man argumentieren: Wenn man an einer demographischen (so wie auch wirtschaftlichen) Grenze war, wäre eine Vergrößerung der Bevölkerung nicht unbedingt ein Nachteil. Und das römische Reich war ja über Jahrhunderte sehr gut in der Lage, alles, was man erobert hat, sehr gut zu integrieren. Warum wurden die Vandalen oder die Westgoten nicht einfach aufgesaugt und römisch?

Es ist ein bißchen das eine und ein bißchen das andere passiert.

Sie blieben erkennbar.

Sie blieben erkennbar. Aber die ersten großen *gentes*, die im römischen Reich auftauchten, eben die Goten, die versuchte man ja zu integrieren. Da war es wirklich zum Teil lokale Mißwirtschaft, daß es mit der Versorgung nicht klappte. Aber bisweilen ist es schwer zu entscheiden: War es tatsächlich nur die Korruption einer Handvoll römischer Beamter, die es verhindert hat, daß die Goten angesiedelt, integriert werden konnten, oder war man wirklich wirtschaftlich an der Grenze? Man spricht immer vom spätrömischen Staat als dem Zwangsstaat und dem großen Steuerdruck ...

Das ist aber immer so.

Ja, sicher. Der Steuerdruck erreichte in der Spätantike, bedingt durch die Notmaßnahmen, zeitweise ein geradezu desaströses Ausmaß; zeitweise aber wieder nicht. Trotzdem war er wahrscheinlich immer eher an der oberen Belastungsgrenze. Wenn zusätzliche Belastungen hinzukamen, dann war das schwer zu verkraften. Dazu kam, daß eben auch nicht alle Einbrüche in das römische Reich primär oder von Haus aus das Ansinnen hatten, Siedlungsraum zu finden. Es gab zwar auch das Phänomen der *agri deserti*, aber die *agri deserti* waren nicht immer geschlossene Räume. Wenn Ackerflächen leer standen und auch durch die vorherigen Ereignisse die Bevölkerung in manchen Provinzen geschrumpft ist, dann waren das keine riesigen, verödeten Landstriche, sondern es war ein bunter Fleckerlteppich aus bewirtschafteten und nicht bewirtschafteten Flächen, der für Ackerverteilungen an andere, zusätzlich kommende *gentes* nicht leicht zu handhaben war. Andererseits gab es auch Völkerschaften, die zuerst einmal kräftig raubten und plünderten. Da wä-

ren zum Beispiel schon die Züge der Vandalen und Sueben zu nennen, die zunächst plündernd durch ganz Gallien streiften, bevor sie nach Spanien und Nordafrika zogen.

Könnte eine Erklärung für die schwache Integration darin liegen, daß die germanische Kultur gegenüber den römischen Einflüssen auf irgendeine Weise resistenter war als zum Beispiel die keltische Kultur? Also daß Theoderich ikonographisch fast wie ein römischer/ost-römischer Kaiser dargestellt wird, aber dabei doch immer noch Haare bis über die Ohren und einen Schnurrbart hat – er ist eben doch kein römischer Kaiser, sondern ein germanischer Fürst.

Ich glaube nicht, daß die Germanen in dieser Hinsicht resistenter waren oder das römische Reich plötzlich weniger wandlungsfähig oder absorptionsfähig war. Auch die spätrömische Gesellschaft veränderte sich und nahm viele germanische Elemente auf. Das kann man an allen möglichen Bereichen des Lebens, vom Gefolgschaftswesen über die Tracht und so weiter sehen. Auf der anderen Seite erkennt man deutlich, daß keine dieser im wesentlichen germanischen *gentes* das römische Reich prinzipiell zerstören wollte. Auch die Plünderungszüge muß man vorsichtig betrachten. Da gab es eben Bevölkerungsgruppen in der Größenordnung von 50 000, 60 000, 120 000 Leuten, die versorgt werden mußten. Das war das Problem der Könige dieser *gentes*. Wir haben oft Nachrichten, wie diese Anführer mit den römischen Provinzialgouverneuren verhandeln; im Grunde bestand eine furchtbare Zwangslage für beide: Beide wollen eigentlich Plünderungen und Konflikte vermeiden, aber beide schafften es nicht, Ressourcen schnell genug zu mobilisieren. Und wenn die Leute hungern, werden sie ungemütlich. Trotz dieser Entwicklung einer gewissen wirtschaftlichen und politischen Desintegration im Westen des Reiches gibt es aber auch auf der anderen Seite eine ganze Reihe von langfristigen Entwicklungslinien zwischen der Kaiserzeit und dem Mittelalter. Die römische Kultur und das römische Reich, der Reichsgedanke als solcher, gingen nicht mit dem letzten Kaiser für immer dahin, sondern zu diesem Zeitpunkt waren auch die germanischen Königtümer bereits integriert und romanisiert. So gesehen würde ich den Transformationsaspekt schon sehr stark betonen. Aber auch da muß man unterscheiden – in Britannien hat es sich anders abgespielt als zum Beispiel in Spani-

Wenn Sie sagen, die römische Bevölkerung habe von den Germanen angenommen – das hat es ja immer schon gegeben. Man hat eben

auch schon von den Griechen angenommen. Liegt ein Unterschied darin, daß man von den Griechen annimmt und dann immer noch ein mediterranes Reich und eine mediterrane Kultur haben kann, während man unter germanischem Einfluß halt irgendwann Territorialfürstentümer abseits des *mare nostrum* bekommt?

Sicher verschob sich der räumliche Schwerpunkt, und sicher war die germanische Gesellschaft und Kultur anders beschaffen als die römische. Das hängt auch mit einem gewissen Grad von Schriftlichkeit und Nichtschriftlichkeit zusammen. Es herrschten ganz andere Voraussetzungen als in der früheren Phase, als Rom in den hellenisierten Orient ausgriff und dort auf Staatsgebilde stieß, ...

... wo man schreiben konnte ...

... die schreiben können, die eine differenzierte Verwaltung hatten, wo es Städtetraditionen gab, die jahrhundert- oder fast jahrtausendealte Entwicklungen hinter sich hatten. Bei den germanischen *gentes* gab es eben keine Schriftlichkeit und daher auch nicht das, was wir als eine verschriftlichte Verwaltung kennen. Es funktionierte nach Klientelsystemen und dergleichen, und es gab kaum Urbanisierung. Das zweite große Merkmal der Mittelmeerkulturen war ja die Konzentration auf die Städte, und im Grunde war das römische Reich in seiner Organisation, seiner Kommunikation, seinem Steuersystem immer aufgehängt am Netz der großen und der kleineren Städte. Das bringen die Germanen nicht mit, und insofern nimmt der historische Verlauf erwartungsgemäß eine andere Entwicklung.

Das heißt, im Sinn der wirtschaftlichen Grenzen hat Konstantin keine Macht über die Verhältnisse gehabt.

Man könnte wieder kontrafaktisch überlegen, ob das römische Reich bessere Chancen gehabt oder anders reagiert hätte, wenn sich die Bedrohungssituation nicht am Ende des 4. Jahrhunderts oder im 5. Jahrhundert ergeben hätte, sondern im 1. Jahrhundert, nach Augustus und Tiberius. Auch damals hätte das römische Reich militärisch und vor allem wirtschaftlich wahrscheinlich nicht die Kraft aufbringen können, um solche Entwicklungen aufzuhalten. Die Situation hat sich aber in dieser früheren Phase nicht in dieser Weise ergeben. Erst die Sassaniden haben in einer kritischen Phase um die Mitte des 3. Jahrhunderts ihre Kräfte so sehr konzentriert, daß das Reich das erste Mal angefangen hat, zu schwanken. Etwa hundert Jahre später kam die Völkerwanderung und der ganze Druck, den das Westwärtsdrän-



Konstantin mit dem Stadtmodell von Konstantinopel. Mosaik in der Hagia Sophia: Maria als Stadtheilige Istanbuls. Bild: The Yorck Project.

gen der hunnischen Stämme auf den ganzen Gürtel der germanischen *gentes* ausübte. Daß das römische Reich an und für sich und damit auch die konstantinischen Reformen durchaus erfolgreich waren, kann man im Osten des Reiches eigentlich sehr gut sehen, wo die Entwicklung von solchen Stürmen verschont geblieben ist oder nur einen kleinen Abschnitt an der Donau betraf. Hier sieht man viel eher die quasi ruhige und kontinuierliche Entwicklung, ähnlich wie in den Jahrhunderten davor – und da präsentiert sich auch im 6. Jahrhundert das oströmische Reich noch mächtig und sogar aggressiv. Später ergab sich auch hier eine kritische Konstellation, indem wiederum die ständigen Kämpfe auf der einen Seite mit den Sassaniden und dann auf der anderen Seite mit der slawischen Einwanderungswelle zu einem Zweifrontenkrieg führten. Schließlich erlagen sowohl das Sassanidenreich als auch die orientalischen Provinzen

des oströmischen Reichs der arabischen Eroberung, über die man auch noch lange reden könnte, die aber nicht diesen Völkerwanderungscharakter hatte wie bei den Gothen, die zu Hunderttausenden an der Grenze standen und Verpflegung verlangten.

Das läuft also auf eine starke Rolle zueinander kontingenter Entwicklungen hinaus: Hier passiert das eine, dort unabhängig davon das andere, alles ist für sich gut erklärbar, und dann trifft es halt leider zusammen. Halten Sie die topographische Erklärung für das längere Überleben des oströmischen Reiches für überzeugend: Daß Byzanz begünstigt war, weil die Germanen über die Meerengen nicht diesen Druck ausüben konnten?

Man darf nie von monokausalen Erklärungen ausgehen. Es ließen sich noch andere Argumente anführen. Nur zwei: Die Städteentwicklung und die Wirtschaftsentwicklung im Osten waren aufs Ganze gesehen weiter und kräftiger als in größeren Teilen

des Westens (auch dort gab es natürlich große Städte und eine weit vorgetriebene Romanisierung, aber diese Fülle von Städten, die man im hellenistischen und römischen Kleinasien vorfindet, gab es in Spanien und in Gallien nicht). Ein anderes Faktum ist, daß innenpolitisch die Entwicklungen nicht ganz parallel verliefen. Es ist im Osten des Reiches gelungen, eine Balance zwischen ziviler Verwaltung und militärischen Amtsträgern zu halten. Das war eigentlich das diocletianisch-konstantinische System: Man hatte eine mächtige militärische Organisation, aber sie war für die Regierung insofern kontrollierbar, als die Verpflegung über den zivilen Teil der Verwaltung gelaufen ist. So ist es im Osten nie dazu gekommen, daß die einzelnen Heermeister übermächtig geworden wären und sich dadurch das Militär verselbstständigt hätte. Im Westen ist das nicht gelungen; unter anderem deshalb nicht, weil sich dort die lokalen Aristokratien, etwa in Gallien, sozial deutlicher abgegrenzt haben gegen die als Newcomer in der Gesellschaft auftauchenden hohen Generäle, die oft eben germanischer oder anderer nichtrömischer Herkunft waren. Solche Generäle gab es im Osten auch, die Generäle kamen aus Armenien oder waren Germanen, aber sie waren besser in die zivile Gesellschaft eingebunden. Im Westen ist es dazu gekommen, daß der militärische Apparat neben dem zivilen stand und dadurch zwei nicht gut miteinander kommunizierende Welten entstanden. Das hat zu einer gewissen Desintegration beigetragen. Für die lokale Bevölkerung war auch die Anwesenheit römischen Militärs keine erfreuliche Angelegenheit. So hat man den Eindruck, daß schon vor der Völkerwanderung die Entwicklung im Westen anders verlief als im Osten.

Danke für das Gespräch.

Anmerkung

1. Bryan Ward-Perkins, *Der Untergang des Römischen Reiches und das Ende der Zivilisation*, Darmstadt 2007.

Das Gespräch führte Michael Pammer.

Univ. Prof. Dr. Bernhard Palme, Institut für Alte Geschichte, Epigraphik und Papyrologie, Universität Wien, Dr. Karl Lueger-Ring 1, 1010 Wien, bernhard.palme@univie.ac.at